Michael Hagner

Wie Eros und Thanatos in die Wissenschaften gerieten

6. August 2008

Festspiel-Dialoge 2008

© Copyright Michael Hagner

Wie Eros und Thanatos in die Wissenschaften gerieten

Michael Hagner

Eros und Thanatos bilden eine Einheit – als Entgrenzungserfahrung, als Ekstase, als kleiner Tod oder petite mort, wie es in Frankreich heißt, als dieser eine Moment der Loslösung von der geordneten, gesitteten Persönlichkeit, als dieser Blitzbesuch in unserm Innersten, der keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt, sondern einfach nur Erfüllung ist. Der kleine Tod ist reversibel. Wir kehren zurück ins Leben, gehen unseren Geschäften nach, und warten auf die nächste Gelegenheit, in der wir uns von unseren Leidenschaften überwältigen lassen. Doch mit dem Bündnis von Eros und Thanatos hat es noch mehr auf sich, und das ist jener Moment, von dem aus es kein Zurück mehr gibt. Der Todeskuss ist süss, und er ist infektiös; wer einmal davon berührt worden ist, kann nicht mehr davon los. Man kann in die Todeserotik nicht beliebig ein- und wieder aussteigen. Wer sich einmal darin befindet, gelangt unweigerlich hin zu jenem Liebestod, der als eine letzte und endgültige Vereinigung zweier Liebender verstanden wird. Diese Erfahrung haben wir, wenn ich mich nicht irre, nicht selbst gemacht, aber wir lassen uns davon erzählen, lassen uns berauschen und wissen doch gleichzeitig, dass es sich hier um ein Deutungsangebot handelt, wie es in unserer Welt wohl nur die Kunst machen kann.

„Eros und Thanatos brauchen die Bühne“, heißt es sehr richtig in den Präliminarien zum Rahmenthema der diesjährigen Festspiele, und deswegen erscheint es angemessen, auch die Gegenprobe zu machen und sich zu fragen, was mit Eros und Thanatos passiert, wenn sie in die Wissenschaft geraten. Lösen sie sich sofort auf in physiologische Prozesse, die wir sehen und messen können? Hier ein Hirnzentrum für die fleischliche Lust, dort ein Zentrum für die spirituelle Gotteserfahrung, und bei einigen von uns kommt es vielleicht zu einer Verkehrsverbindung zwischen diesen beiden Zentren, so daß wir von Isoldes Liebestod oder Don Giovannis Untergang besonders ergriffen sind. Diese Art von Vulgärneurophysiologie, die es in der Vergangenheit gab und auch in der Gegenwart hin und wieder vorzufinden ist,

scheint mir kein probater Weg zu sein, das Problem in Angriff zu nehmen. Denn Nervenzellen sind in Aktion, oder sie sind es nicht; senden Impulse aus oder erhalten welche. Mit Sinngebungen, Deutungen, Hoffnungen oder Erwartungen ist Zellen jedoch nicht beizukommen, denn sie funktionieren elektro-chemisch. Und die Sprache, über die wir verfügen, um solche Prozesse zu beschreiben, ist eine sehr andere als diejenige, mit der wir über diejeinigen historischen und kulturellen Zusammenhänge reden, die das Raster für unsere eigenen Erfahrungen sind. Ganz abgesehen davon: selbst wenn es irgendein Hirnmodul gäbe, das für die *unio mystica* verantwortlich ist, könnte damit noch nicht erklärt werden, wie ein solches Modul eigentlich ins Gehirn gelangt ist. Evolutionsbiologisch jedenfalls ergibt es keinen Sinn, denn die Todeserotik dient nicht dem Fortbestand der Art, und auch das egoistische Gen kommt mit seiner Selbstverpflanzung in die nächste Generation nicht zum Zuge. Das Verhalten Fausts, der Gretchen schnöde fahren läßt und damit seine Nachkommenschaft und auch sie selbst in den Tod schickt, paßt nicht in den Erklärungshorizont der Evolutionspsychologie.

Diese Vorbemerkungen waren notwendig, um zu verdeutlichen, daß es mir nicht um irgendeine naturalistische Erklärung von Eros und Thanatos geht. Im Gegenteil: Eine solche Erklärung würde an der Sache vorbeigehen, denn ich kann mich bislang nicht davon überzeugen, daß heutige Humanwissenschaften von der Hirnforschung bis zur Evolutionspsychologie etwas Substantielles zu diesem Thema zu sagen hätten. Meine Perspektive ist also nicht eine aus diesen Wissenschaften heraus, sondern in diese hinein, und zwar nicht in die Wissenschaften der Gegenwart, sondern in jene, die zeitlich und thematisch mit den Künsten des 19. Jahrhunderts zu tun haben. Die Frage, was Eros und Thanatos im Bereich der Humanwissenschaften widerfährt, kann nicht losgelöst von der Kunst betrachtet werden, denn was in den Wissenschaften passiert, ist, wie ich im Folgenden zeigen werde, eine unmittelbare Reaktion auf die Künste. Genau an diesem Thema werden die theoretischen Instrumente ausprobiert, werden die Dispositive der Sexualpathologie aufgespannt und für die Formierung einer neuen Wissenschaft bereitgestellt. Eros und Thanatos, so meine These, verschaffen nicht nur der Oper des 19. Jahrhunderts einige unfaßliche Momente, sie verschaffen auch den Humanwissenschaften einen Teil ihrer Legitimation. Dafür ist jedoch ein Preis zu entrichten, den es genau zu beziffern gilt, weil er später in die tiefsten Abgründe des 20. Jahrhunderts führen sollte. Zum Abschluß meiner Ausführungen hin werde ich dann eine Theorie vorstellen, die versucht, aus diesem überteuren Geschäft auszusteigen.

Wissenschaft, das ist seit dem 17. Jahrhundert jenes soziale System, das nach weit verbreiteter Auffassung wie kein anderes zur Entzauberung der Welt beigetragen hat. Die Prinzipien, auf denen dieser Vorgang basiert, bedeuten im Idealfall: messen, was meßbar ist; und meßbar machen, was noch nicht meßbar ist. Diese zunächst in der Mechanik gewonnene Maxime erfordert üblicherweise, einen Vorgang oder eine Problemstellung so lange zu vereinfachen, bis sie sich den methodischen und instrumentellen Gegebenheiten fügt, die zu einer bestimmten Zeit zur Verfügung stehen. Aus diesem Grunde spricht man oftmals nur dann von Wissenschaft, wenn sie erfahrungsoffen und methodisch hinreichend abgesichert ist. Mit diesen Prinzipien, die ich hier fast fahrlässig vereinfacht darstelle, hat man in vielen Bereichen der Physik, Chemie und Biologie sehr gute Erfahrungen gemacht. Schwierigkeiten haben sich jedoch immer wieder dann ergeben, wenn diese Prinzipien auf die Humanwissenschaften angewendet worden sind. Sei es die Medizin, die Anthropologie, die Psychologie oder auch die Soziologie, stets geht es um dieses verschlungene Zusammenspiel von Natur und Kultur, von Verallgemeinerbarkeit und spezifischer Eigenart, von Standardisierung und individueller Erfahrung. Eine aus dem Individuellen deduzierte allgemeingültige Aussage ist stets eine umstrittene Angelegenheit, und deswegen sind seit dem 19. Jahrhundert Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung eingeführt worden, um uns über unsere eigenen Belange Auskunft zu geben. Es ist wohl kein Zufall, dass Geburten, Todesfälle und Krankheiten die ersten Parameter waren, die solch individuelle Vorgänge bevölkerungspolitisch verwertbar gemacht haben. Heute sagen uns die Statistiken bekanntlich, welches Risiko wir bei Übergewicht, Tabak- und Alkoholkonsum, Bewegungslosigkeit oder Bewegungsdrang, zuviel oder zuwenig, geschütztem oder ungeschütztem Sex zu gewärtigen haben. Insofern haben Zähl- und Meßbarkeit tief in unser individuelles Leben eingegriffen.

Dennoch sind die individuellen Fälle und Geschichten, die Kasuistiken, aus den Humanwissenschaften nicht wegzudenken. Zweifellos haben diese Kasuistiken eine lange medizinische und juristische Tradition, aber auch heute noch sind sie von großer Bedeutung. Wenn ich an diesem Punkt die Fälle Kampbusch und Fritzl nenne, die beide auf bedrückende Weise sehr viel mit Eros und Thanatos zu tun haben, so ist es nicht, um aus diesen Tragödien billiges Kapital zu schlagen, sondern um darauf hinzuweisen, daß hier für die Humanwissenschaften über die therapeutische Unterstützung der Opfer hinaus ein Deutungsgebot besteht, das diese so radikal und einzigartig erscheinenden Phänomene in sozialer, psychologischer, medizinischer und kultureller Hinsicht wenigstens ein Stück

verstehbarer macht. Genau das ist nämlich der Anspruch, mit dem die Humanwissenschaften im späten 18. Jahrhundert angetreten sind: den Menschen nicht mehr als ein metaphysisches Wesen, sondern als ein Alltagswesen zu erklären, bei dem Natur und Geschichte entweder ineinandergreifen oder sorgfältig voneinander getrennt werden, um dann die eine oder andere Seite als Erklärungsmodell zu favorisieren. Die Lüste beispielsweise werden dann nicht mehr, wie in der christlichen Anthropologie, als Stachel des sündigen Fleisches angesehen, dem es zu widerstehen gilt – und damit ist das Thema Eros mehr oder weniger erledigt –, sondern als naturhafte Vorgänge und Bedürfnisse, die auf natürliche oder auf perverse Weise ausgeübt werden. Es ist nicht mehr so, daß ein abweichendes Verhalten einfach bestraft wird, vielmehr wird darum ein ganzes Wissenssystem aufgebaut, das die Persönlichkeit der Perversen bis in den letzten Winkel hinein ausleuchtet. Don Giovanni wäre 100 Jahre später wohl kaum vom Komtur in den Abgrund gezogen worden. Er wäre von einem Sexualpathologen oder einem Kriminalanthropologen auf seinen Geisteszustand hin untersucht worden, und mit dem Untersuchungsergebnis – sagen wir: moralische Minderwertigkeit, Hypersexualität, Sadismus, allgemeine Entartung – hätte man einen exemplarischen Fall in die Sexualwissenschaften einführen können.

So ist es auch tatsächlich geschehen, zum Beispiel mit Richard Wagner. In seiner berüchtigten Schmähschrift *Entartung* findet Max Nordau für ihn die folgenden Worte: „Verliebte Erregung nimmt in Wagners Darstellung immer die Form einer verrückten Raserei an. [Die Liebenden] spiegeln den Geisteszustand des Dichters wieder, der dem Fachmann wohlbekannt ist. Es ist eine Form des Sadismus. Es ist die Liebe der Entarteten, die in der geschlechtlichen Aufwallung zu wilden Thieren werden. Wagner leidet an dem ‚erotischen Wahnsinn', der rohe Naturen zu Lustmördern macht und höheren Entarteten Werke wie ‚Die Walküre', ‚Siegfried' und ‚Tristan und Isolde' eingibt." Hier kommt Einiges zusammen. Es gibt keine Trennung zwischen Kunst und Leben mehr; die Oper wird zu einem klinischen Dokument, in dem der Mediziner (und Nordau war bekanntlich ein solcher) mit diagnostischem Scharfblick den Geisteszustand des Komponisten und den gesellschaftlichen und kulturellen Zustand der Zeit aufspürt. Die Liebe von Tristan und Isolde oder von Siegfried und Brünnhilde ist das Wimmern, Jauchzen und Stöhnen, das den Durchbruch des primitiven Sexus bedeutet, eine Regression, die sie in einen früheren biologischen Zustand der tierischen Wildheit zurückkatapultiert. Und wer einer solchen Raserei applaudiert, ist im Grunde selbst schon der Degeneration verfallen. Nordau wendet sich nicht gegen den Eros als solchen, doch mit Wagners Feier der Entgrenzung und des Rausches, die die Nähe zum Tod

sucht, mit der Verabsolutierung von Eros und Thanatos, sieht Nordau die destruktiven Kräfte obsiegen. Regression in Form von Sadismus und Erotomanie sind Ausdruck eines biologisch gewendeten Thanatos, wobei die Kunstproduktion des Fin de siècle nur die eine Seite ist. Die andere stellen Lustmörder à la Jack zu Ripper dar. Welche der beiden Seiten sich nun in Szene setzt, ist biologisch kontingent, doch beide stellen eine erhebliche Gefahr für die Gesellschaft dar.

Natürlich handelt es sich hier um Kulturkritik, aber doch im Namen und mit der Autorität von Evolutionismus und Sozialdarwinismus. Natürlich war Nordau ebenso umstritten wie sein Mentor und großes Vorbild Cesare Lombroso, jener Turiner Psychiater, der den Typus des geborenen Verbrechers und des dekadenten, dem Untergang geweihten Genies erfunden hat. Und doch haben beide entscheidend dazu beigetragen, daß die im Bereich der Kunst thematisierte Verquickung von Eros und Thanatos in den Gegenstandskatalog von Medizin, Biologie und Sexualwissenschaften aufgenommen wurde. Eine solche Pathologisierung des Eros und seiner Abgründe ist nicht voraussetzungslos gewesen, doch trotz aller evolutionsbiologischen Anleihen hilft es wenig weiter, bei Charles Darwin zu suchen, der mit all dem herzlich wenig zu tun hatte. Die Entstehungsherde sind im späten 18. Jahrhundert zu suchen, denn von Anfang an haben die Humanwissenschaften auf die Randerscheinungen menschlichen Verhaltens viel Wert gelegt. So wies Lichtenberg, der große Göttinger Aufklärer, darauf hin, daß man die Genies, die Gefängnisse und die Irrenhäuser konsultieren müsse, um dieser neuen Wissenschaft der Menschenkenntnis eine stabile Grundlage zu geben. Genialität, Kriminalität, Geisteskrankheit, das war etwas Anderes als die seit der Antike übliche humoralphysiologische Einteilung in Choleriker, Phlegmatiker, Sanguiniker und Melancholiker, die die Konstitution eines Menschen nach dem Mischungsverhältnis der entsprechenden Körpersäfte bestimmt hatte. Diese verschwand allmählich hinter jener absonderlich anmutenden Gruppe, deren prototypischer Charakter sich auf den ersten Blick nur wenigen erschließen mochte. Doch für Lichtenberg war auch der gemeine Mensch eine stets gefährdete Mischung aus Größe, Lasterhaftigkeit und Wahnsinn. Nur in dieser diskursiven Formation aus Normalität und Abweichung, Konvention und deren Überschreitung sowie einer ständigen Gefährdung des Konventionellen läßt sich überhaupt erklären, daß es, wenn auch erst 100 Jahre später, zur Begründung einer Sexualwissenschaft kommen konnte. Diese hätte sich kaum entwickeln können, wenn sie nicht zugleich Sexualpathologie gewesen wäre und das heißt weniger, das Pathologische in der Sexualität herauszuarbeiten als vielmehr zu bestimmen, was als pathologisch zu gelten hat und was

nicht. Sexualität wird ähnlich wie Bildung und Arbeitsdiziplin zur Chiffre der Individualität und damit analysierbar, kontrollierbar und unter Umständen therapierbar.

An diesem Punkt stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis Sexualität und Erotik überhaupt zueinander stehen. In einem ganz allgemeinen Sinne läuft die Unterscheidung darauf hinaus, daß sich der Eros mehr auf die sinnliche Anziehung bezieht, der Sexus mehr auf die rein fleischliche, triebgesteuerte Anziehung, und das bedeutet, daß der Sexus eher animalisch und primitiv ist, der Eros eher raffiniert und damit geradezu zur Kulturtechnik wird. Auch hier also eine Gegenüberstellung von Natur und Kultur: Erotik durchaus akzeptabel und beherrschbar, Sexus durchaus unberechenbar und damit gefährlich. In gewisser Weise wird damit der alte christliche Gegensatz zwischen der Freiheit der Psyche und dem Gefängnis des Fleisches in säkularer Form fortgesponnen. Zweifellos sind hier einige Fragen angebracht. Was zum Beispiel wäre die *ars erotica* seit *Kamasutra* und Ovid anderes als eine raffinierte Anleitung zum Sex? Und wieso soll ausgerechnet in der Erotik – von der platonischen Liebe einmal abgesehen – der Körper nicht vollständig auf seine Kosten kommen? Dennoch wäre es kurzsichtig, die historische Wirkmacht der Bipolarität von Eros und Sexus zu ignorieren. In einer berühmten Passage seines Buches *Sexualität und Wahrheit I* hat Michel Foucualt den Diskurs über die beiden einander radikal entgegengesetzt.

Auf der einen Seite sieht Foucault die *ars erotica*, deren Praktiken und Ratschläge auf die Lust selbst bezogen sind. Das Wissen, das hier entsteht, wird gleich wieder in der sexuellen Praktik umgesetzt, ohne jedoch exklusiv auf diese bezogen zu bleiben. Denn so sehr es um Wollust und Entgrenzung geht, so sehr geht es auch um eine Lebenskunst. Foucault redet ausdrücklich von „Elixier des Lebens“ und „Bannung des Todes“. Leider führt er diesen Punkt nicht weiter aus, doch es bleibt festzuhalten, daß Eros in dieser Lesart keineswegs ein Bündnis mit Thanatos sucht, sondern ihn sich vom Leib zu halten sucht. Auf die andere Seite setzt Foucault die *scientia sexualis*, in deren Zentrum er, worauf ich noch eingehen werde, das Geständnis setzt, das eine Art Transformation der mittelalterlichen Beichte bedeutet. Seit dem 19. Jahrhundert hat sich eine ganze Apparatur von Arzt-Patienten-Gesprächen, Anamnesen, Verhören, Konsultationen, autobiographischen Berichten, Briefen, Dossiers, Fallgeschichten und Epikrisen entwickelt, die den Diskurs über den Sex bestimmen. Es sind auch neue Techniken der Befragung hinzugekommen, die Hypnose beispielsweise oder die psychoanalytische Couch, durch die die Wahrheit ans Licht geholt werden soll. Sexualwissenschaften und Psychoanalyse sind für Foucault dementsprechend im

Wesentlichen Geständniswissenschaften, wobei ein wichtiger, von Foucault wohl zu wenig hervorgehobener Aspekt darin liegt, daß diese Geständnisse oftmals ungefragt und unaufgefordert an die Therapeuten gelangt sind. Insofern sind sie auch Dokumente eines Leidensdrucks, mit dem sich die Geständigen Entlastung verschaffen und es auf Hilfe absehen.

An Foucault scharfer Gegenüberstellung ist Einiges mit Vorbehalt zu genießen. Erstens glaubt er, dass die *ars erotica* verschwiegen ist, weil sie bei fahrlässiger Verbreitung und Vulgarisierung ihre Wirksamkeit verlöre, während die *scientia sexualis* geschwätzig ist. Und zweitens behauptet er, daß unsere Zivilisation keine *ars erotica* besitze. Dagegen wäre einzuwenden, daß die *ars erotica* keineswegs durchgängig, wie Foucault es suggeriert, so organisiert ist wie das verschwiegene Lehrer-Schüler-Verhältnis in der ostasiatischen Meditation. Nicht nur waren das *Kamasutra* und die *Liebeskunst* des Ovid Dauerbestseller, auch in der Sexualwissenschaft selbst von Paolo Mantegazza bis Ernest Bornemann gibt es immer wieder mehr oder weniger starke Elemente von *ars erotica*, sehr dem Leben zugewandt und überhaupt nicht verschwiegen. Damit wird auch die Behauptung fragwürdig, daß unsere Zivilisation über keine *ars erotica* verfüge. Das hat nicht einmal im späten 19. Jahrhundert gestimmt.

Auch wenn eine durchgängig trennscharfe Unterscheidung zwischen Eros und Sexus kaum zu treffen ist, so läßt sich von einer brillanten Einsicht Foucaults ausgehend aber doch ein Spalt zwischen beiden erkennen, und das ist die Einsicht in den Zusammenhang von Sexualität und Geständnis. Wie immer man Eros, Erotik oder *ars erotica* auch definieren mag, eine Assoziation zum Geständnis drängt sich nicht auf, da es hier doch um Anleitung, Ratgeber oder auch Plauderei geht. Das Geständnis hingegen setzt eine Verfehlung voraus, und genau diese ist auch sein Gegenstand. Was aber heißt das konkret? Man mag an Sünden im Sinne des Christentums oder an Geständnisse im juristischen Sinne denken, sofern es um ein Geständnis der sexuellen Abarten wie Selbstbefriedigung, Homosexualität oer Sadismus handelt. Doch die Praktiken sind nicht das allein Ausschlaggebende, zumal es nicht um eine Vergebung der Sünden oder um eine gerichtliche Verurteilung geht. Entscheidend sind die Querverbindungen zwischen diesen Praktiken und den geheimen Wünschen, Träumen, Sehnsüchten, ihren Beziehungen untereinander sowie zur Gesamtpersönlichkeit der Geständigen. In der Beichte steht nicht die Gesamtpersönlichkeit zur Disposition, sondern nur deren Handlungen oder auch Absichten. Sie machen die Sünde aus und können mit der

Beichte neutralisiert werden. Dieser Punkt verändert sich im Dispositiv der Sexualität. Was immer an Geständnisinhalten auftaucht oder zu solchen deklariert wird, ist ein wichtiger Mosaikstein für das Bild der Gesamtpersönlichkeit. Ein solches Bild zu kreieren, ist Ausdruck jenes umfassenden humanwissenschaftlichen Anspruchs, der für die Moderne charakteristisch ist.

In diesem Sinne wäre *Tristan und Isolde* das Geständnis Richard Wagners, mit dem er seine Perversion bis in die Feinheiten hinein zum Ausdruck bringt. Szenen, Bilder, Worte, Noten und Charaktere werden versammelt, um einen Symptomenkomplex zu schmieden. Es ist nur ein quantitativer Unterschied, ob es sich um die anamnestischen Angaben eines Patienten oder um ein Kunstwerk handelt – de Arzt ist für beide zuständig. Auch wenn nicht alle Sexualwissenschaftler der Ansicht sind, daß es sich hier um gleichrangige Beobachtungsdaten handelt – Krafft-Ebing beispielsweise spricht zumindest der pornographischen Literatur den Vorzug ab, brauchbare wissenschaftliche Ausbeute zu liefern und redet von Indizien – so stehen diese Dokumente doch weitgehend im Kontext eines Selbstbewusstseins der Humanwissenschaften und insbesondere der Medizin, die die Themen der Kunst aufgreifen und sich dabei zum Richter über die Art und Weise machen, wie sie dort verhandelt werden.

Es hieße die Erschließung der Kunst für die Belange der Psychopathologie mißzuverstehen, wenn sie als eine Art Alternativerzählung aufgefaßt werden würde, die zur Kunst in Konkurrenz tritt. Mögen die Kasuistiken auch hier und da eine literarische Note aufweisen, so geht es doch nicht darum, Liebesverhältnisse, Ekstasen, Vereinigungen oder Todesküsse mit den Mitteln der Wissenschaft zu besingen. Kasuistiken bilden nur die Grundlage, doch das wissenschaftliche Ziel besteht darin, Krankheiten und Kranke taxonomisch aufzufädeln. Foucault sieht ganz recht, daß in der *scientia sexualis* der Perverse zu einer Spezies im biologischen Sinne wird, die es zu identifizieren und charakterisieren gilt, weil sie eine ernsthafte Gefahr für die soziale und für die biologische Ordnung darstellt. Krafft-Ebings Unterscheidung ist hier sehr präzise: eine perverse Handlung ist noch nicht unbedingt pathologisch, es kann sich auch um ein Laster handeln. Das ist unerfreulich, aber ein Laster kann man in den Griff bekommen. Perversion hingegen ist eine Krankheit, die, wenn man sie denn behandeln will, nur mit Blick auf die Gesamtpersönlichkeit zu diagnostizieren ist und dabei die Treibfedern einer perversen Handlung in den Blick nimmt. Nicht auf die Tat kommt es an, sondern auf den Täter, und es wird ein ganzes Arsenal von Techniken mobilisiert, um

sein psychophysisches Profil zu beschreiben. Auf dieser Matrix entsteht der Typus des Perversen, des Onanisten, des Sadisten, des Erotomanen etcetera.

Das wohl verbreiteste und auch folgenreichste Schlagwort für solche Typologien ist der Begriff des Degenerierten oder Entarteten. Von Bénédict Augustin Morels Definition ausgehend verbreitete sich der Begriff Degeneration über ganz Europa und organisierte mit unterschiedlichsten Nuancierungen die Deutung medizinischer und biologischer, sozialer und künstlerischer Erscheinungen. Morel selbst hatte Entartung als krankhafte und vererbbare Abweichung verstanden, die ihren Träger daran hinderte, seine geistigen und sozialen Aufgaben zu erfüllen, doch gegen Ende des Jahrhunderts durchzog er unterschiedliche Wissensbereiche wie Evolutionstheorie und Sexualpathologie, Kriminologie und Psychiatrie. Als entartet galten Geisteskranke und Verbrecher, Alkoholiker, Prostituierte und Geschlechtskranke, Menschen in Armut, Philosophen, Künstler und ganze Kunstrichtungen. In dieser Situation traten die Psychiater, Anthropologen, Sexualwissenschaftler und Psychologen aus dem akademischen Glaskasten heraus und dienten sich als Hüter der Kultur an. Der Entartungsbegriff mit seinen psychiatrisch-anthropologischen Ätiologien, Diagnosen und Rezepten wurde zur kulturkritischen Keule geformt, deren fatale Wirkung sich erst im 20. Jahrhundert in vollem Umfang entfalten sollte. Nordaus massive Ausbrüche gegen das Fin de siècle brachten ihm zwar schon von seinen Zeitgenossen heftige Kritik ein, doch in weniger ungestümer Form etablierte sich die psychopathologische Kulturkritik als feste Größe; und sie fand ein neues, rasch zu enormer Popularität gekommenes Genre, in welchem der pathologische Typus einer genauen Analyse unterzogen wurde – die Pathographie. Diese markiert um 1900 in jenen europäischen Ländern, wo die Künste eine zentrale Rolle für das nationale Selbstverständnis spielen, den nachhaltigen Versuch der biomedizinisch ausgerichteten Humanwissenschaften, ihre kulturellen Ambitionen zu kanalisieren und in einer Mischung aus naturwissenschaftlicher Expertise und herkömmlicher biographischer Dramaturgie geisteswissenschaftliches und künstlerisches Terrain mit eigenen Deutungsansprüchen zu okkupieren und die Kunst auf den tugendhaften Pfad eines konservativen bürgerlichen Verständnisses zurückzuholen.

In dieser Konstellation werden Eros und Thanatos als pathologische Phänomene rekonstruiert und zu einem Kernstück der zu dieser Zeit entstehenden Sexualwissenschaften. Wenn in der Kunst galt, daß Eros und Thanatos eine Bühne benötigen, um sich entfalten zu können, so gilt in der Wissenschaft, daß sie einen biologischen Körper benötigen, in den sie eingeschrieben

werden können. Von ihm ausgehend, wird dann der Typus des Degenerierten kreiert. Diesen Vorgang kann man mit Foucault unter der Perspektive von Macht, Kontrolle und Disziplinierung betrachten, man kann aber auch den Akzent darauf legen, daß hier Typen geschaffen werden, die neue kulturelle Phantasmen in Gang setzen. Ein herausragendes Phänomen hierbei ist der Lustmord, dem schon Krafft-Ebing 1888 in einer frühen Auflage seiner *Psychopathia sexualis* ein ganzes Kapitel widmet. Der Lustmord schwingt sich von Jack the Ripper und Frank Wedekinds sowie Alban Bergs Verarbeitungen in Schauspiel und Oper zu einem Topos auf, der in den 1920er Jahren seinen künstlerischen Höhepunkt erlebt: in der Malerei vor allem von Otto Dix und George Grosz, in den Büchern von Alfred Döblin, Hermann Ungar oder Ernst Weiss, in Fritz Langs Film *M – Die Stadt sucht einen Mörder*. Am Beispiel all dieser Werke ließe sich zeigen, wie sehr sie einen kritischen, kommentierenden, abwehrenden oder einfach nur modifizierenden Resonanzboden abgeben für die Konzepte und das Vokabular der Psychopathologie.

Wie sehr das Reden über Eros und Thanatos durch wissenschaftliche Denkweisen und Perspektiven geprägt ist, möchte ich nun an einem einzigen Beispiel demonstrieren, das freilich nicht aus dem Bereich der Kunst stammt. Es handelt sich um einen Kriminalfall aus dem Jahre 1903, der seinerzeit die gesamte deutschsprachige Welt in helle Aufregung versetzt hat und in den Sexualwissenschaften zu einem kanonischen Fall geworden ist. Interessant ist er in diesem Zusammenhang vor allem, weil sich hier zwei sexuelle Perversionen, nämlich Sadismus und kindliche Onanie, überkreuzen.

Im Sommer 1902 engagierte ein hochangesehendes Berliner Bankiersehepaar einen Jurastudenten der Friedrich-Wilhelms-Universität als Hauslehrer für ihre beiden Söhne. Die Erziehung der beiden 12- und 14jährigen Jungen schien as dem Ruder gelaufen zu sein: schlechte Leistungen in der Schule, Lügen, Stehlen und heftige Onanie gaben den Eltern das Gefühl, die Kontrolle über die beiden verloren zu haben. Der Hauslehrer begegnete dem, durchaus im Geiste der damaligen Pädagogik, mit einem strengen Regime. Er überzog die Jungen mit geistigen und körperlichen Aufgaben, hielt sie zur Disziplin an und beschäftigte sie den ganzen Tag, damit sie nicht auf falsche Gedanken kämen. Dabei setzte er auch die Prügelstrafe und andere Formen der Bestrafung ein. Die Eltern waren von den ersten Ergebnissen offensichtlich so beeindruckt, daß sie dem Argument des Hauslehrers, er könne einen nachhaltigen Erfolg seiner Maßnahmen nur garantieren, wenn er gemeinsam mit den Jungen den Sündenpfuhl Berlin verlasse und sich auf dem Lande ganz ihrer Erziehung

widme, sofort zustimmten und ihr Landgut im Harz zur Verfügung stellten. Von dort kamen alsbald Klagen der Jungen und auch des Hauspersonals, daß der Lehrer die beiden mit übertriebener Härte angehe und auch mißhandle. Die Eltern, leicht beunruhigt, beauftragten einen Berliner Nervenarzt, nach dem Rechten zu sehen, doch als der mit der Nachricht aus dem Harz zurück nach Berlin kam, alles stehe zum Besten, waren auch die Eltern befriedet. Sechs Wochen später war der ältere der beiden Knaben tot. Die pathologische Untersuchung ergab keine konkrete Todesursache, aber der Körper des Jungen war übersät mit Zeichen körperlicher Mißhandlungen. Der Hauslehrer wurde umgehend verhaftet, der andere Junge zurück zu seinen Eltern nach Berlin gebracht, und auch bei ihm fanden sich zahlreiche Hinweise auf körperliche Züchtigung.

Im Herbst 1903 kam es zu einem Prozeß, der bis nach Amerika hin Interesse erregte und einen veritablen Skandal auslöste, als der Hauslehrer zu einer als viel zu mild angesehenen Zuchthausstrafe von acht Jahren verurteilt wurde. Das Besondere an diesem Fall liegt darin, daß er in einer Grauzone von Justiz und Massenmedien, Kriminologie und Psychiatrie, Sexualwissenschaften und Pädagogik angesiedelt ist. Für unseren Zusammenhang von Interesse ist die Art und Weise, wie hier die Sexualität ins Spiel gebracht wird. Da ist zum einen die Sexualität der Jungen, die ja einer der Gründe dafür war, daß die Eltern überhaupt den Hauslehrer angestellt hatten. Dieser bestritt zu keinem Zeitpunkt, zur Bekämpfung der Onanie neben physischer Stärkung durch Sport, Dauerbeschäftigung und nächtlicher Überwachung auch körperliche Züchtigung angewendet zu haben. All das waren weithin akzeptierte Maßnahmen, die man seit dem späten 18. Jahrhundert und auch noch um 1900 in jedem pädagogischen oder psychiatrischen Handbuch nachlesen konnte.

Bemerkenswert ist nun, wie der Hauslehrer seine eigene Theorie über den Tod des Jungen aufstellte. Lange Zeit wurde bekanntlich von Ärzten und Erziehern das üble Märchen aufgetischt, Selbstbefriedigung sei schädlich, führe zu Auszehrung und letztlich zum Tode. Das wollten die wissenschaftlichen Mediziner um 1900 nicht mehr behaupten, aber statt dessen argumentierten sie, Onanie sei Ausdruck einer Degeneration und einer minderwertigen Persönlichkeitsentwicklung. Krafft-Ebing redete vom „nervenschwachen Onanisten“, der an einer Einbuße von Männlichkeit und Selbstvertrauen leide. An diesem Punkt setzte der offensichtlich sehr belesene Hauslehrer in seiner Selbstverteidigung an, indem er perfiderweise argumentierte, die Züchtigung könne gar nicht die Todesursache sein, da er in den Wochen vor dem unglücklichen Tod des Jungen den Bruder viel härter gestraft habe, und

der erfreue sich doch bester Gesundheit. Vielmehr sei die Todesursache in der minderwertigen, degenerativen Anlage des Jungen zu suchen, für die schließlich das exzessive Onanieren der beste Beweis sei und die alles in allem zu einer schwächlichen geistigen und körperlichen Konstitution geführt habe. Das sozialdarwinistische Argument, wonach der Schwache zum Untergang verurteilt ist, ist hier unschwer zu erkennen. Natürlich konnte sich der Hauslehrer damit vor Gericht nicht durchsetzen, aber es bleibtauffällig und beunruhigend, wie der Eros hier zum Spielball des Thanatos gemacht wird, und das ist nicht der Phantasie eines gebildeten Kriminellen entsprungen, sondern aus dem sexualwissenschaftlichen Diskurs herausgewachsen.

Die zweite, noch interessantere Variante von Sexualität betrifft den Hauslehrer selbst. Sie hat den weiteren Verlauf der ganzen Geschichte bestimmt und die Bedeutung der Onanie alsbald überlagert und zum Verschwinden gebracht. Kurz nach der Verhaftung des Hauslehrers wurde in einer Lokalzeitung eine Notiz über das zweifelhafte Vorleben des Beschuldigten als junger Student in Würzburg veröffentlicht. Dadurch und durch nicht ganz eindeutig zu interpretierende Ausagen des überlebenden Jungen wurde der ermittlende Untersuchungsrichter auf die Fährte der Sexualität gesetzt, und es drehte sich alsbald alles um die Frage, ob der Hauslehrer ein Triebtäter sei, der bei der Züchtigung der Jungen sexuelle Lust empfand, ob er vermindert schuldfähig, krank und damit eher ein Fall für die Psychiatrie als für die Justiz sei. Der inhaftierte Hauslehrer hat solche Deutungen vehement von sich gewiesen, aber gleichzeitig eine autobiographische Verteidigungsschrift verfaßt, die er zu allem Überfluß auch noch *Confessio*, also Geständnis oder Bekenntnis, genannt hat. Jedenfalls wurde er zur Begutachtung an einen Psychiater überwiesen, der den Hauslehrer zwar für einen Sadisten, jedoch für zurechnungsfähig und damit voll schuldfähig hielt. Nach dem als skandalös empfundenen Urteil entbrannte eine heftige Diskussion zwischen Psychiatern, Sexualwissenschaftlern und Juristen über eine angemessene Strafe, und in diesem Zusammenhang wurde der Hauslehrer als „echter Entarteter“ mit „angeborenem Sadismus“, Homosexueller und Psychopath bezeichnet. Das Erstaunlichste dabei ist der Umstand, daß die sadistische Lust an der Quälerei als völlig ausgemacht galt, ohne wirklich je bewiesen zu werden. Der Täter hat solche Motive strikt von sich gewiesen, aber seine Handlungen, seine Biographie und sein Persönlichkeitsprofil paßten so gut in das diskursive Raster der Sexualpathologie, daß eine Gegenprobe gar nicht erst in Erwägung gezogen wurde. Aufgrund der Verschränkung dieser unteschiedlichen Elemente wurde der Fall in der Sexualwissenschaft kanonisch. Der Name des Hauslehrers war Dippold. Unter *Dippoldismus*

versteht man seitdem und bis auf den heutigen Tag das Phänomen des Erzieher-Sadismus. Es ist nur deswegen nicht mehr allgemein bekannt, weil die Prügelstrafe für Kinder glücklicherweise weitgehend abgeschafft worden ist. Festzuhalten bleibt die auch in diesem Deutungsgeflecht bestimmende Verschränkung von Eros und Thanatos, die sich phänomenologisch als sexuelle Perversion eines krankhaft Entarteten zeigt.

Wie bereits angedeutet, haben sich zu diesem Fall zahlreiche Ärzte, Juristen, Journalisten, Schriftsteller und Pädagogen zu Wort gemeldet. Einer, von dem man es vielleicht auch hätte erwarten können, tat es nicht, nämlich Sigmund Freud. Daß er nichts über diesen Fall gehört haben sollte, ist unwahrscheinlich, denn beispielsweise hat auch Karl Kraus ihm in der Fackel einen ganzen Artikel gewidmet und ihn darüber hinaus noch an mehreren Stellen erwähnt. Als Freud 1905 seine *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* veröffentlicht, kommt der Fall Dippold nicht vor, und dafür gibt es gute Gründe, denn Freud versucht sich mit Nachdruck von denjenigen theoretischen Mustern abzusetzen, die die Persönlichkeit und Untat des Hauslehrers zu erklären versuchten. Zunächst einmal lehnt Freud die Diagnose „Entartung“ als viel zu unspezifisch und unpräzise ab. Alles, was nicht Infektion oder Trauma sei, werde mit dem Begriff Degeneration belegt. Damit verliert der Begriff für Freud seine Brauchbarkeit. Neben diesem methododologischen Einwand versucht er aber auch dem humanwissenschaftlichen Anspruch, die Gesamtpersönlichkeit zu erfassen, die Spitze zu nehmen. Denn sexuelle Perversion ist für Freud keineswegs ein Zeichen von allgemeiner Geisteskrankheit, sie kommt vielmehr oft bei solchen Personen vor, die ansonsten völlig normal, unauffällig und kultiviert sind. Insofern lehnt er es ab, eine bestimmte sexuelle Vorliebe für eine pathologische Persönlichkeit zu vereinnahmen. Die Konsequenz daraus ist, daß Freud etwa den Sadismus nicht pathologisch sondern im Sinne der Evolutionsbiologie erklärt, nämlich daß männliche Wesen den Widerstand des Sexualobjekts noch anders als durch charmante Werbung überwinden und insofern dem Sexualtrieb eine aggressive Komponente inhärent ist. Auf die Schwierigkeiten, die diese letztere These mit sich bringt, kann hier nicht näher eingegangen werden. Wichtig ist, daß Freud sich in seiner ersten und gleich epochalen Veröffentlichung zur Sexualität daran macht, die Verquickungen von Eros und Thanatos auseinanderzudividieren. Das Moment des Kriminellen, des Destruktiven und Tödlichen wird weitgehend zurückgefahren, und der sexuellen Perversion wird eine eigene Etage im Haus der Persönlichkeit eingeräumt, die aber keineswegs das ganze Haus dominiert. Was immer man sonst zu Freuds Sexualtheorie sagen will, so manifestiert sich hier doch ein

bemerkenswerter Einspruch gegen die ausufernden anthropologischen Setzungen der Sexualpathologie.

Bekanntlich war das nicht Freuds letztes Wort zum Verhältnis von Eros und Thanatos. In seiner Schrift *Jenseits des Lustprinzips* von 1920 hat er mit dem Todestrieb als einer dem Sexualtrieb entgegengesetzten Kraft eines der auch innerhalb der Psychoanalyse am heftigsten umstrittenen Elemente in seine Theorie eingeführt. Mir geht es nun weder um eine Rekonsruktion des recht dornigen Argumentationswegs, den Freud beschreitet, um den Todestrieb zu begründen, noch werde ich auf die die zahlreichen Anleihen eingehen, die er bei der Biologie macht. Der Todestrieb ist für Freud die dynamische Wirksamkeit eines in jedes organische Wesen eingebauten Programms, das einen regressiven Charakter hat, indem es stets nach einem früheren Zustand zurückstrebt. Freud macht das am Wiederholungszwang fest, der nicht mit dem Lustprinzip erklärbar ist, weil dieses stets auf das Neue und das Originelle aus ist. Was aber soll die Wiederholung eines Gleichen anderes sein als die Sehnsucht nach einem ursprünglichen Zustand, den Freud als den Zustand des Noch-nicht-Geborenseins bezeichnet? Die Figur umspielt er regelrecht, mal mit Verweis auf die Biologie, dann mit Hinweis auf die Philosophie Schopenhauers, für den der Tod der eigentliche Zweck des Lebens ist, während der Sexualtrieb den Willen zum Leben verkörpert. Schließlich behilft sich Freud mit einer Referenz auf den platonischen Liebesmythos, bei dem die Menschen ursprünglich doppelt angelegt waren und dann auseinandergeschnitten wurden. Seitedem versuchen sie sich ständig zu umarmen und ineinander zu verflechten, weil sie das Verlangen haben, wieder zusammenzuwachsen.

Man muß zugeben, das ist ein abenteuerlicher Gedankengang, mit dem Freud das Wagnis auf sich nimmt, sich dem ungeklärten Verhältnis von Eros und Thanatos zu stellen, das die Kunst thematisiert, die Humanwissenschaft seit dem späten 19. Jahrhundert auf problematische Weise transformiert und er selbst am Beginn der Psychoanalyse zurückgewiesen hatte. Daß Freud selbst hier einen sexualpathologischen Zusammenhang erkennt, zeigt sich daran, daß er als einziges Beispiel für den Todestrieb den Sadismus aufruft, der in den Dienst des Sexualtriebs tritt, indem er diesem nämlich den Weg weist, zur Lusterfüllung zu gelangen. Man wüßte gern, wie das nun im Zusammenhang steht mit Regression, mit der Sehnsucht nach einem ursprünglichen Zustand und mit dem Wiederholungszwang, wobei man sich bei letzterem durchaus noch etwas denken kann. Freud schweigt an diesem Punkt, und möglicherweise gibt es dazu auch nichts zu sagen. Insofern kann man *Jenseits des*

Lustprinzips als einen wissenschaftlichen Roman über die Triebe lesen, der einige Leerstellen enthält, die von der Wissenschaft nicht gefüllt werden. Unzweifelhaft wird in diesem Text mit Begriffen und Konzepten hantiert, die aus der Biologie und aus den Humanwissenschaften seiner Zeit stammen. Insofern muß er auch in diesem Kontext ernstgenommen werden; und wenn man auf die messerscharfe Logik achtet, mit der Freud argumentiert, handelt es sich um Wissenschaft im besten Sinne. Aber die Gegenstände, um die es geht, sind jenseits des wissenschaftlichen Prinzips am eindringlichsten gestaltet worden. Freuds Scheu, die komplexen Verhältnisse von Eros und Thanatos so in ein diskursives Programm zu drängen, wie es andere Humanwissenschaftler seiner Zeit getan hatten, verstehe ich als Indiz für seinen Respekt vor dieser Art von nicht-wissenschaftlicher Gestaltung. Warum sonst hätte er Schopenhauer und Platon aufrufen sollen? Man könnte also sagen, daß Freud die Frage nach dem Verhältnis von Eros und Thanatos wenigstens zweitweise wieder an Mythologie, Philosophie und Kunst zurückgibt, also dahin, wo sie hergekommen sind. Insofern hätte mein Titel vollständig lauten müssen: Wie Eros und Thanatos in die Wissenschaften gerieten – und wieder hinausgeleitet wurden.

Literatur:

Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977.

Sigmund Freud, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Leipzig/Wien: Deuticke 1905.

Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips* [1920], in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 13. London: Imago 1940.

Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie*. 3. Aufl. Stuttgart: Enke 1888.

Max Nordau, *Entartung*. Erster Band. 3. Aufl. Berlin: Duncker 1896.